

Bleiben „free mover“ auf der Strecke?

Gespräch mit Dr. Rolf Hoffmann, Direktor der Deutsch-Amerikanischen Fulbright-Kommission in Berlin



Dr. Rolf Hoffmann, Direktor der Deutsch-Amerikanischen Fulbright-Kommission in Berlin, glaubt, dass der Bologna-Prozess auch den transatlantischen Studierendenaustausch deutlich beeinflussen wird.

Der Bologna-Prozess wird auch transatlantisch seine Wirkungen zeigen. Ob positiv oder negativ, das bleibt abzuwarten. Das Deutsch-Amerikanische Fulbright-Programm widmet sich der Aufgabe, den akademischen und kulturellen Austausch zwischen den USA und Deutschland zu fördern. Seit seiner Entstehung im Jahr 1952 haben mehr als 40.000 Amerikaner davon profitiert. Schwerpunkt des Programms ist der Studierendenaustausch. Mit Rolf Hoffmann, dem Direktor der Deutsch-Amerikanischen Fulbright-Kommission sprachen Kristin Mosch und Markus Lemmens.

Welche Bedeutung hat der Bologna-Prozess für den deutsch-amerikanischen Studierendenaustausch?

Hoffmann: Der Bologna-Prozess wird in den nächsten Jahren einen sehr breit gefächerten Einfluss auf die transatlantische Mobilität haben. Da ist zunächst als Voraussetzung für Mobilität die Anerkennung der neuen Abschlüsse; sie ist – übrigens in beide Richtungen – nicht deshalb automatisch gegeben, weil z. B. deutsche Abschlüsse nun den gleichen Namen haben werden wie amerikanische Abschlüsse. Die Studiengänge vor allem beim „bachelor“ unterscheiden sich in Inhalt, Länge und Zielsetzung erheblich. Ich gehe aber davon aus, dass der deutsche fachbezogene dreijährige Bachelorabschluss zukünftig von den meisten amerikanischen Forschungsuniversitäten – das sind ja die bevorzugten Ziele deutscher Graduierten und Doktoranden – als formale Voraussetzung für ein „graduate study“ akzeptiert wird – sofern denn die fachliche Qualifikation stimmt. Die wird immer einzeln geprüft, in Zukunft auch mit Hilfe des „diploma supplement“, das hier sehr zur Transparenz der Leistungen beiträgt. Es geht

also um den Vergleich von Studieninhalten, nicht von Studienjahren, und das vermittelte Wissen in deutschen Programmen dürfte durchaus mithalten mit denen eines US-amerikanischen „bachelor“.

Des Weiteren wird sich der Bologna-Prozess nachhaltig auf die Struktur des Austausches auswirken. Die klassischen langfristigen Individualaufenthalte im Ausland, die sogenannten „free mover“, werden wohl abnehmen, weil in den stark strukturierten Programmen dazu zukünftig die Zeit fehlt. Das finde ich persönlich schade, denn diese Studierenden waren und sind das Rückgrat der kulturpolitischen Austauschidee. Andererseits wird es mehr Mobilität innerhalb gemeinsam entwickelter „joint degree“-Studiengänge geben, auch zweijährige berufsorientierte Masterstudiengänge werden attraktiver werden. Alles in allem also wird sich in der Qualität des Austauschs einiges ändern.

Stärken die Bologna-Reformen Deutschlands Position im Wettbewerb um die besten Köpfe?

Hoffmann: Ja, ich gehe davon aus, dass die Einführung der neuen Abschlüsse und der reformierten Studienprogramme und -inhalte zu einer stärkeren und vor allem bedarfsorientierten Differenzierung der Lehrangebote führen wird – damit werden sie attraktiver, auch und gerade für die „besten Köpfe“ aus dem In- und Ausland. Langfristig werden sich deutsche Hochschulen stärker positionieren und eigene Profile mit Kernkompetenzen für ganz bestimmte Zielgruppen und Aufgaben entwickeln. Eine ganze Reihe von Hochschulen wird sich speziell der Lehre und Ausbildung widmen, andere werden erstklassige Forschung und Lehre vor allem für den akademischen Nachwuchs ausbauen und eine sehr starke internationale Orientierung haben. Sie werden gerade für den

Graduierten- und Doktorandenbereich auch weltweit die „besten Köpfe“ im Wettbewerb mit anderen europäischen, amerikanischen und asiatischen Spitzenhochschulen anziehen und damit ihre eigene Attraktivität ausbauen.

Wie wird an US-amerikanischen Hochschulen die Qualität deutscher Studiengänge eingeschätzt?

Hoffmann: Deutsche Studierende und Graduierte sind an amerikanischen Hochschulen sehr willkommen, mehr als 8.800 studierten dort im letzten Jahr, und sie gehören aus der Sicht amerikanischer Forschungshochschulen gerade in den Natur- und Ingenieurwissenschaften zu den besten weltweit – ein deutliches Zeichen für die hervorragende Qualität der deutschen Studiengänge. Allein im letzten Jahr kamen fast zehn Prozent mehr amerikanische Studenten nach Deutschland (insgesamt fast 6.600) – auch diese Zahl spricht für sich! Wir werden sicherlich noch attraktiver, wenn wir unsere „Defizite“ beheben.

Welches sind die Defizite, wie erleben US-amerikanische Studierende und Dozenten den deutschen Hochschul- und Wissenschaftsbetrieb?

Hoffmann: Die Antwort auf diese Frage ist relativ einfach, und sie gilt nicht nur für amerikanische Studierende, sondern für alle Studierenden aus dem Ausland: Die bisherigen deutschen Studiengänge sind zu intransparent in ihren Anforderungen; das Betreuungsverhältnis ist verbesserungsfähig; die Abschlüsse sind international in vielen Fächern keine Marke (und damit nicht attraktiv); es gibt zu wenig englischsprachige Angebote; Studierende werden nicht als „Kunden“ wahrgenommen – und entsprechend unbefriedigend sind die Dienstleistungen deutscher Hochschulen. Natürlich sind die Schwächen für einige auch Stärken: Das nicht strukturierte Studium besonders in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist für viele ausländische Studenten ein Anreiz, nach Deutschland zu kommen. Geschätzt werden auch das reichhaltige kulturelle Umfeld deutscher Hochschulen, die Sicherheit und die hohe Lebensqualität in Deutschland.

Und wie ist es anders herum: Wie bewerten Deutsche ihren Aufenthalt an US-amerikanischen Hochschulen?

Hoffmann: Deutsche Nachwuchswissenschaftler an amerikanischen Hochschulen sind begeistert von der sehr individuellen Entwicklungsmöglichkeit, dem täglichen unmittelbaren Kontakt zu Hochschullehrern, dem sehr frühen eigenverantwortlichen Handeln in der Forschung und bei der Mitteleinwerbung, und der insgesamt viel stärker auf den Bedarf der Studierenden und den Nachwuchs zugeschnittenen Struktur der Hochschulen. Studierende stehen im amerikanischen Hochschulwesen im Mittelpunkt, ganz besonders „graduate students“, die – als zukünftige Akademiker und Kollegen das Rückgrat des qualitativen Renommees einer Fakultät sind – genau diese Wertschätzung schon als Doktoranden vermissen deutsche Studierende zu Hause. Dies ist auch einer der Gründe, warum eine ganze Reihe sehr guter deutscher Nachwuchswissenschaftler länger in den USA bleiben.

In welchen Bereichen verhalten sich deutsche bzw. europäische und amerikanische Interessen gegenläufig zueinander?

Hoffmann: Eine sehr interessante Frage, die auch wieder den qualifizierten Nachwuchswissenschaftler in seiner Bedeutung für die Institution hervorhebt: Es ist genau dieser Wettbewerb um die „besten Köpfe“ vor allem in den Ingenieur- und Naturwissenschaften, der deutsche und amerikanische Interessen gegeneinanderlaufen lässt. Amerikanische Hochschulen haben umfangreiche Stipendienprogramme eingerichtet, die es jedem guten Studierenden besonders in diesen Fächern ermöglicht, sein gesamtes „graduate study“ praktisch kostenfrei durchzuführen. Das übliche deutsche Kostenargument („Bei uns ist es billiger!“) zieht also nicht. Auch deutsche Hochschulen werden sich überlegen müssen, mit welchen Maßnahmen sie gerade im Doktorandenbereich zukünftig ausländische Nachwuchskräfte stärker an sich binden können.

Es ist genau dieser Wettbewerb um die „besten Köpfe“ vor allem in den Ingenieur- und Naturwissenschaften, der deutsche und amerikanische Interessen gegeneinanderlaufen lässt. Amerikanische Hochschulen haben umfangreiche Stipendienprogramme eingerichtet, die es jedem guten Studierenden besonders in diesen Fächern ermöglicht, sein gesamtes „graduate study“ praktisch kostenfrei durchzuführen. Das übliche deutsche Kostenargument („Bei uns ist es billiger!“) zieht also nicht.